

Zur elementaren Logik von Gleichheit und Ungleichheit.

Von dem Substantiv „die Gleichheit“ machen wir alltagssprachlich einen doppelsinnigen Gebrauch. Dementsprechend auch von dem Adjektiv „gleich“. Zum einen dienen beide Worte dazu, einen Sachverhalt zu *beschreiben*. „Es besteht tatsächlich Gleichheit zwischen den beiden Personen im Hinblick auf ihre Größe.“ Das stellt natürlich eine vergleichsweise umständliche Formulierung dar und wird normalerweise durch die Prädikation: „Die beiden Personen sind *gleich* groß“ ersetzt. Es handelt sich in diesen Fällen um einen *deskriptiven* Gebrauch des Hauptwortes „Gleichheit“ sowie des Eigenschaftswortes „gleich“. Davon unterscheidet sich zum anderen der *normative* (*präskriptive*) Gebrauch der beiden Vokabeln, der alltagssprachlich ebenfalls üblich ist. „Es sollte Chancengleichheit zwischen den beiden Wettbewerbern herrschen“ – „Die Chancen der beiden Wettbewerber sind völlig gleich und so sollte es auch sein.“ Die Negation dieser Begriffe führt zu ihrem Gegenteil, zu „Ungleichheit“ bzw. „ungleich“. Die „soziale Gleichheit“ und/oder die „soziale Ungleichheit“ stellen natürlich besondere, wenn auch im individuellen und kollektiven Leben außerordentlich bedeutsame Beispiele für Gleichheit (gleich) oder Ungleichheit (ungleich) überhaupt dar. Was sind die einfachsten logischen Grundlagen dieser gesellschaftlich und sozialwissenschaftlich besonders bedeutsamen Fälle?

Die elementare logische Erscheinungsform von „Gleichheit“ wird im einfachen Satz *der Identität* zusammen gefasst. „Der einfache Satz ist der Satz der Identität. $a = a$ “ (WW 4; 18). Anders ausgedrückt: Ein jeder Sachverhalt ist mit sich selbst gleich. Es kann sich aber

21 Dieser Abschnitt stützt sich auf: J. Ritsert: *Gerechtigkeit und Gleichheit*, Münster 1997, S. 60 ff., ders.: *Schlüsselprobleme der Gesellschaftstheorie*, Wiesbaden 2009, S. 146 ff. sowie ders.: *Macht, Klasse und Herrschaft, Materialien zur Kritischen Theorie der Gesellschaft*, Heft 4: *Macht, Klasse und Herrschaft*, Frankfurt/M 2010.

auch um einen Fall der *Gleichsetzung* (Egalisierung) verschiedener Phänomene durch uns handeln. Wir stellen fest und teilen dies in einer Aussage mit, dass zwei Stöcke *gleich* lang oder zwei Produkte *gleich* viel wert sind. Sie erweisen sich also *in einer Hinsicht*, in einer Vergleichsdimension wie „Größe“ als *identisch*. „Identität“ wird aber zudem in der Psychologie und Sozialpsychologie inhaltlich als ein Ausdruck für die Sichselbstgleichheit des einzelnen Menschen gebraucht. D.h.: Die Lebensgeschichte einer jeden Person weist trotz aller Gemeinsamkeiten vieler ihrer Merkmale mit anderen in ihrer Summe immer auch eine unverwechselbare Eigenheit dieses Individuums und keines anderen auf. Sie unterscheidet sich in einer Reihe von Merkmalen grundsätzlich von der Biographie eines jeden beliebigen Anderen. Überdies kann man wie schon Platon in seinem „Symposion“ fragen, was eigentlich die erlebte Identität (Sichselbstgleichheit) des Individuums im Fluss der kontinuierlichen Veränderungen seiner körperlichen und geistigen Merkmale ausmacht? Auch im lebensgeschichtlichen Bereich wäre also auf die Grundsätze einer elementaren Logik von Gleichheit und Ungleichheit zu achten. Vollständige Gleichheit = reine Identität läge vor, wenn zwei Sachverhalte in *allen* möglichen Hinsichten einander gleich wären. Doch wenn zwei Sachverhalte in jeder möglichen Hinsicht einander gleich sind, dann kann es sich gar nicht um zwei, sondern nur um ein- und denselben Sachverhalt handeln. Denn damit zwei Gegebenheiten vorliegen, muss es mindestens *ein* Merkmal geben, das einen *Unterschied* zwischen ihnen ausmacht. Deswegen drückt der „Satz der gleichgültigen Verschiedenheit ... die unbestimmte Unterschiedenheit überhaupt (aus) und sagt aus, dass nicht zwei Dinge gebe, welche einander vollkommen gleich sind“ (ebd.; Herv. i. Org.). Unterschiede bedeuten zufällige oder wesentliche, einflussreiche oder beiläufige Differenzen zwischen x und y. Doch Unterschiede können darüber hinaus bis zu einem strikten *Gegensatz* zugespitzt sein. „Gegensatz“ ist eine Vokabel, die – wie wir noch sehen werden – gerade in Theorien sozialer Ungleichheit zum Quell ganz besonderer Freuden werden kann. In der Logik hingegen herrschen in dieser Hinsicht völlig klare Verhältnisse: „Der Satz der Entgegensetzung heißt: a ist entweder b oder –b, *Positivität* und *Negativität*. Von den entgegengesetzten Prädikaten kommt den Dingen nur das eine zu, und es gibt kein Drittes zwischen ihnen“ (ebd.; Herv. i. Org.). Es gibt kein Drittes zwischen a und b (*tertium non datur*). D.h.: Es gibt keine Schnittmenge von Eigenschaften, sondern es herrscht ein striktes Ausschlussverhältnis zwischen den beiden Momenten. Entweder weiß oder schwarz – es gibt keine Grautöne. Das Problem einander streng ausschließender Eigenschaften hängt unmittelbar mit dem sog. „Non-Kontradiktionsgebot“

des Aristoteles zusammen. Man darf sich in seinen Aussagen nicht schlechthin widersprechen, um keinen Ärger mit seinen Gesprächspartnern zu bekommen. Logische Konsistenz stellt somit ein entscheidendes Gütekriterium für Aussagenzusammenhänge dar. Denn widersprechen sich zwei Behauptungen – „Der Mond besteht aus Käse“ versus „Der Mond besteht nicht aus Käse, sondern aus Gestein“ –, dann kann ja nur die eine der beiden Behauptungen wahr sein. Es besteht ein „Widerspruch“ zwischen ihnen, worunter in diesem Falle eine *Kontradiktion*, ein striktes Ausschlussverhältnis zwischen zwei Aussagen zu verstehen ist. Kontradiktionen gibt es natürlich auch bei einfachen Begriffen: „Die Kugel ist eckig.“

Allein schon auf diesem Hintergrund elementarer Sätze der Aussagenlogik lassen sich einige Typen von deskriptiven *Gleichheitsprädikationen* sowie ihrer Negationen als *Ungleichheitsprädikationen* ausmachen und zusammenstellen:

1. *Identitätsurteile*: (a) Urteile über Sichselbstgleichheit: $a = a$. Dieser tautologische Fall bekommt im Zusammenhang mit Fragen nach dem Wissen um sich selbst sowie nach der Sichselbstgleichheit einer Person trotz ihrer ständigen Veränderungen im Zeitablauf durchaus seine inhaltliche Bedeutung. Es geht dann philosophisch beispielsweise um die „schrakenlose Unendlichkeit der *absoluten Abstraktion* oder *Allgemeinheit*, das reine *Denken* seiner selbst“ (RPh § 5). Ich bin ich. (b) Urteile über die Identität zweier (oder mehrerer) Sachverhalte: x ist identisch mit y . Das wird im Allgemeinen so gelesen: „ x stimmt in den interessierenden Hinsichten völlig mit y überein.“ Es handelt sich in beiden Fällen etwa um Äpfel und nicht um Birnen. Man könnte hier von Urteilen über *Artgleichheit* sprechen. (c) Anstelle der Feststellung *völliger* Übereinstimmung bestimmter Merkmale kann auch die etwas schwächere Bestimmung von *Vergleichbarkeit* gemeint sein. Zwei Sachverhalte weisen mindestens auf einer Vergleichsdimension (in einem möglichst kleinen Fehlerspielraum der skalierten Messung) den annähernd *gleichen* Status auf. Die beiden Gepäckstücke haben auf der Kiloskala das *gleiche Gewicht* (stets mit einer mehr oder minder großen Ungenauigkeit, einem „Toleranzbereich“ der Messung). Die beiden Waren kosten das Gleiche; sie sind gleichwertig (mit allen theoretischen und praktischen Schwierigkeiten der Messung des „wahren“ Wertes des Warenwertes).
2. *Unterschiedsbestimmungen*: Die Feststellung von Unterschieden in Hinsicht auf bestimmte Merkmale von Sachverhalten stellt natürlich einen entscheidenden

Schritt bei der Einsicht in Gegebenheiten dar. Worin unterscheiden sich die interessierenden Phänomene, in welcher Hinsicht sind sie also ungleich? Die Kunst des klaren und bestimmten Unterscheidens stellt nicht nur für René Descartes den Lebensnerv der Philosophie als Analyse dar, Diese ist mit dem ursprünglichen Sinn des Wortes „Kritik“ verbunden. Denn „Kritik“ kommt von dem griechischen Verb „krinein“ her, das als „unterscheiden“, aber auch als „beurteilen“ übersetzt werden kann. Das Hauptwort „die Kritik“ wird heute bekanntlich auch für systematische Problematisierungen oder für einen mehr oder minder strengen Tadel verwendet.

3. *Gegensatzbestimmungen*: (a) Es kann Merkmale geben, die einander entgegengesetzt sind – schwarz oder weiß – und zugleich einen Zwischenbereich von Merkmalen aufweisen. In dieser „Mitte“ überschneiden sich also die beiden „Extreme“ (Schnittmenge): Grautöne mit verschiedener Ausprägung sind nun möglich. Man kann derartige Beziehungen auch als „Disjunktion“ beschreiben. In den Fällen mit Schnittmenge bedeutet eine Disjunktion das *einschließende Entweder-Oder*. Schwarz oder weiß – aber es gibt ein drittes Vergleichendes (*tertium comparationis*) in der Form von Zwischentönen. (b) Unter einer „Disjunktion“ kann aber auch das *ausschließende Entweder-Oder* verstanden sein. Sein oder Nicht-Sein – das ist dann die Frage. Die Kontradiktion im Sinne des Aristotelischen Prinzips, dass von zwei einander strikt entgegengesetzten Aussagen nur eine wahr sein könne (Non-Kontradiktionsgebot), fällt in diesen Bereich. Der Begriff des „Widerspruches“ stellt zunächst einmal nur die Übersetzung des Ausdrucks „Kontradiktion“ dar. Aber bei Hegel ist „der Widerspruch“ nicht gleich der einfachen Kontradiktion!²²

Aber was hat diese logische Propädeutik mit so komplexen Phänomenen wie den Gleichheiten und die Ungleichheiten in einer Gesellschaft zu tun?

Unterschiede, sozial relevante Unterschiede und soziale Ungleichheit.

Ziemlich viel hat die logische Propädeutik mit dem Diskurs über soziale Gleichheit und Ungleichheit zu tun! Beachtenswert sind zunächst einmal gewiss die Differenzen zwischen den deskriptiven Kategorien der Merkmals*gleichheit* oder der Merkmals*unterschiede* und den normativen *Gleichheitsgeboten*. Gleichheitsgebote werden gemeinhin angesichts von Phänomenen gesellschaftlicher Ungleichheit als Ausdruck von Ungerechtigkeit aufgestellt. Es gibt selbstverständlich auch eine Fülle *gegensätzlicher* Äußerungen und/

22 Vgl. dazu J. Ritsert: *Moderne Dialektik und die Dialektik der Moderne*, Münster 2011, S. 43 ff.

oder Beziehungen der Individuen und Gruppen, die sich erfassen und beschreiben lassen. An dieser Stelle kann man es sogar bei Adorno gelegentlich mit einem früher einmal bei sehr orthodoxen Marxisten verbreitete Fehlschluss zu tun bekommen: Es wird von Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit(en) als *sozialen Gegensätzen* auf die Notwendigkeit geschlossen, in „Gegensätzen“, also unter Verstoß gegen das aristotelische Non-Kontradiktionsgebot zu denken und zu schreiben. So will Th. W. Adorno zeigen, „dass die Momente, welche die Realität als antagonistische Realität prägen, die gleichen sind, welche auch den Geist, den Begriff also, zu seinen immanenten Widersprüchen verhalten.“²³ Äußerungen wie diese könnte man nur allzu leicht so missverstehen, als müsse deswegen, weil „die Gesellschaft“ sich in „Widersprüchen“ bewegt, auch deren Darstellung in „Widersprüchen“ bewegen. Diese Behauptung stützt sich auf die blanke Äquivokation von sozialer Ungleichheit als Antagonismus mit einem sprachlichen „Widerspruch“, der nach der klassischen logischen Kontradiktion klingt. Es wird scheinbar behauptet, der Dialektiker müsse das Gebot der Widerspruchsfreiheit souverän hinter sich lassen, um der „Sache selbst“, also scharfen sozialen Konflikten in der gesellschaftlichen Wirklichkeit gerecht zu werden. Das ist natürlich keine Dialektik, sondern ein Fehlschluss. Denn soziale Konflikte lassen sich selbstverständlich nach den Prinzipien der analytischen Logik analytisch klar darstellen.

Hier soll stattdessen eine weitere wichtige Einteilung vorgeschlagen werden: Es gibt – bei allen vorhandenen Übereinstimmungen (Merkmalsgleichheiten) – gewiss eine ganze Fülle von Unterschieden zwischen den Menschen. Und wenn die These von der letztendlich unverwechselbaren Eigenheit des Individuums fest steht, dann ist die Fülle der *Unterschiede* zwischen den Einzelnen letztendlich unüberschaubar. Sie sind also in einem politisch völlig harmlosen Sinn prinzipiell ungleich: *Individuum est ineffabile*. (D.h.: Die Eigenschaften eines Einzelfalles und der Kontext, worin er steht, lassen sich durch keine vollständige Beschreibung jemals erfassen). Innerhalb der Fülle der möglichen Unterschiede zwischen den Personen gibt es jedoch eine ganze Reihe von ihnen, die *sozial irrelevant* sind und eine Mannigfaltigkeit von unterschiedlichen Eigenschaften die demgegenüber *sozial relevant* sind. Unter „sozial relevanten“ Unterschieden zwischen Menschen verstehe ich solche, bei denen eine wie immer auch kleine oder große Gruppe

23 Th. W. Adorno: Vorlesung über negative Dialektik, Frankfurt/M 2003, S. 21. Vgl. auch St. Müller: Logik, Widerspruch und Vermittlung. Aspekte der Dialektik in den Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011, S. 53 ff.

von Menschen ihr Denken und Handeln an diesen besonderen Merkmalen ausrichtet. Sie bezieht dazu im Rahmen ihrer Möglichkeiten Stellung. (Von der einfachen kausal bedingten Reaktion bis hin zu komplexen Äußerungen ihrer kommunikativen Vernunft). Der Neigungswinkel der Ohren des Flugschülers ist – soweit ich mit der Aeronautik vertraut bin – selbst für einen Lehrer des Paragleitens ausgesprochen irrelevant. Ganz anders sieht das bekanntlich bei einem zunächst einmal phänomenal, also von der Sichtbarkeit her rein deskriptiv festzustellenden Unterschied der Hautfarbe aus. Aufgrund eines Sinneseindrucks weiß man in groben Zügen sofort, aus welchen Kontinenten auf diesem Globus bestimmte Personen und/oder ihre Vorfahren stammen. Diese reine Tatsachenfeststellung ist an sich völlig harmlos. Es handelt sich also um einen Unterschied, der zwar sozial relevant, aber nicht von herausragender Bedeutung ist und nichts mehr als das einfache Faktum einer bestimmten Hautfarbe notiert. Mögen die Unterschiede (Merkmalsungleichheiten) zwischen den Individuum gesellschaftlich so relevant sein, wie sie wollen, sie können als solche nicht einfach automatisch mit den *normativ* (wertenden oder *präskriptiven*) Vorstellungen von Gleichheit und Ungleichheit identifiziert werden. „Alle Menschen sollten vor dem Gesetz gleich sein.“ – „Die Verschärfung der sozialen Ungleichheit in der Form wachsender Abstände zwischen Arm und Reich hat nicht nur in den USA, sondern auch in der Bundesrepublik Deutschland ein skandalöses Ausmaß angenommen.“ Die entscheidende Frage lautet in diesem Zusammenhang: Aufgrund welcher Motive, Maßnahmen und Mechanismen einerseits, aufgrund welcher Orientierungen von wem an welchen Maßstäben andererseits werden sozial relevante Unterschiede in *soziale Ungleichheiten* transformiert? Auf welchen normativen Prinzipien gründen dann Unterscheidungen wie die zwischen positiv bestimmter *Gleichheit* der Menschen wie im Falle des Anspruchs auf Gleichbehandlung „ohne Ansehen der Person“ vor irgendwelchen Instanzen etwa gegenüber der durchweg negativ beurteilten politischen Strategie der „Gleichmacherei“? Gleichmacherei wird politisch z.B. dem „Bund der Gleichen“ von Gracchus Babeuf (1760-1797) zu Zeiten der Französischen Revolution nachgesagt und der Massenmörder Pol Pot hat sie in der jüngeren Vergangenheit tatsächlich auf die brutalstmögliche Weise praktiziert. Wann und warum wird *soziale Ungleichheit* – wie etwa im Falle „leistungsgerechter Bezahlung“ – ausdrücklich gewollt und *positiv* bewertet? Welche normativen Prinzipien bedingen die sprachlich vorherrschend negative Beurteilung von Erscheinungsformen *sozialer Ungleichheit* als Ausdruck von Ungerechtigkeit? Bei der Andeutung von Antworten auf Fragen dieses Kalibers

beschränke ich mich auf die Ebene *sozialer Diskrepanzen*. Unter „sozialen Diskrepanzen“ verstehe ich soziale Ungleichheiten auf gesamtgesellschaftlichem Niveau – wie vor allem soziale Klassen und/oder gesellschaftliche Schichten.

Communio originaria und die inneren Unterschiede der Gleichheit.

Von der Geschichtsschreibung der abendländischen Sozialphilosophie wird eine ganze Reihe von Theorien menschlichen Zusammenlebens überliefert, die mit der Annahme einer ursprünglichen *Gleichheit* unter den Menschen in Form einer *communio originaria* (ursprünglichen Gemeinschaft) arbeiten. Da die gesamte Geschichte der Menschheit vor dem Kapitalismus und der Industrialisierung – bei aller großen Bedeutung von Handwerkskünsten, Märkten und Handelsbeziehungen schon zu frühen Zeiten – eine Geschichte der Entwicklung vielfältiger Varianten des übergreifenden Typus *Agrargesellschaft* darstellt, dreht sich ein großer Teil des sozialen Geschehen um Bodenbearbeitung, Bodenerträge sowie um die verschiedenen Herrschaftsordnungen, in deren Rahmen ein agrarisches Surplusprodukt (in der Form von Naturalleistungen und/oder als Grundrente) appropriiert und dynastische Kämpfe um Landgewinn geführt werden. Deswegen wird die ursprüngliche Gleichheit lange Zeit als gleiche Zugangsmöglichkeit zu Grund und Boden sowie zu landwirtschaftlichen Erträgen beschrieben. Es wird dabei oftmals ein fiktiver Ausgangszustand angenommen, in dem Grund und Boden *gleich* verteilt sind. Das bedeutet nicht zuletzt: Die anbaufähige Fläche wird zu gleichen Teilen oder so unter die Bewohner eines Landes aufgeteilt, dass jeder nur so viel anbauen kann, wie zur Sicherstellung seiner Ernährung erforderlich ist. Es gibt also so etwas wie einen gleichberechtigten Zugang zum entscheidenden Gut (Produktionsmittel): Land. Auch einige der sog. „Kirchenväter“ der katholischen Religion haben eine – wie z.B. Manfred Brocker zeigt – dem ähnliche Position vertreten: Gott habe die Natur den Menschen gemeinsam (mit gleichen Anspruchsrechten) übergeben.²⁴ Der

24 Vgl. M. Brocker: Arbeit und Eigentum. Der Paradigmenwechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie, Darmstadt 1992, S. 35 ff. „Physiokratie“ bedeutet „Herrschaft der Natur“. Physiokraten wie Turgot oder das Schuloberhaupt F. Quesnay stehen an der historischen Nahtstelle zwischen agrargesellschaftlichem Feudalismus und der zunehmend industrialisierten kapitalistischen Moderne. Sie lehren, dass letztendlich nur Grund und Boden (nicht die Arbeit wie bei John Locke) die Quelle eines gesellschaftlichen Mehrprodukts (produit net) sein können. Dass der Boden bearbeitet (kultiviert) werden muss, ist ihnen natürlich klar.

Physiokrat Anne Robert Jacques Turgot (1727-1781), einige Zeit Finanzminister unter Ludwig XVI., trägt ein klares Argument dafür vor, warum die Menschheit diesen idyllischen Ausgangszustand (Naturzustand) verlassen muss.²⁵ Auch er geht zunächst von der Fiktion eines Ausgangszustandes aus, worin alle Menschen *gleich* sind. Es besteht also Gleichheit in den Chancen des Zugangs zu den Böden und ihren Erträgen. Eine weitere Annahme lautet, dass es keinen agrarischen Überschuss gibt, der über das (wie immer auch rein physisch oder kulturell definierte) Niveau hinausreicht, das für die Selbsterhaltung der landarbeitenden Familie erforderlich ist. Anders ausgedrückt: Es kann auch zu keinem Austausch der Erträge kommen, weil niemand über einen Vorrat verfügt, der über das hinausreicht, was für seinen eigenen Lebensunterhalt notwendig ist. Turgot zeigt, dass dieses kontrafaktisch entworfene Modell instabil ist: „Auch wenn dieser Zustand möglich gewesen wäre, so hätte er nicht von Dauer sein können. Denn wenn jeder seinen Lebensunterhalt nur aus dem eigenen Acker gewinnt und nichts besitzt, um fremde Arbeit zu bezahlen, so kann er seine übrigen Bedürfnisse, wie Wohnung und Kleidung, nur durch die eigene Arbeit befriedigen. Dies ist aber so gut wie unmöglich, denn es gibt keinen Boden, der alle Erzeugnisse liefert.“²⁶ Jeder Landwirt würde alsbald das anbauen, was sein Grundstück hergibt und „sich seinen übrigen Bedarf auf dem Tauschwege von den Nachbarn verschaffen“, die ihrerseits „nur die für ihren Acker vorteilhafteste Frucht anbauen.“²⁷ Jede Lehre über die Entwicklung des gesellschaftlichen Reichtums muss also die Arbeitsteilung und Tauschrelationen einbeziehen. Turgot berücksichtigt zudem, dass die meisten Früchte, welche die Natur hervorbringt, nicht in ihrem ursprünglichen Zustand belassen werden können. Die reinen Naturprodukte müssen durch „menschliche Kunst verarbeitet werden.“

Natürlich gibt es verschiedene Positionen in der Geschichte der abendländischen Sozialphilosophie, die der Annahme einer „*ursprüngliche(n)* Gemeinschaft des Bodens, und hiemit auch der Sachen auf demselben (*communio fundi originaria*)“ strikt entgegengesetzt sind (MS 359). So werden beispielsweise Gott und die Götter zu Zeugen

25 A. J. R. Turgot: Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums (1766); dt. 1946). Dazu auch J. Ritsert: Seminarmaterialien 21: Surplusappropriation in der Oikowirtschaft. Das Modell von Anne Robert Jacques Turgot, Frankfurt/M 2006 (Herunterladen von der Homepage www.ritsert-online.de möglich).

26 J. Turgot: Betrachtungen, a.a.O.; S. 15.

27 Ebd.

dafür aufgerufen, dass eine Herrenkaste oder der Monarch von Gottes Gnaden in seine dominierende Rolle, auch in seinen Landbesitz eingesetzt wurde – wenn der Fürst selbst nicht gleich wie römische Kaiser zum Gott erhoben wird. Aber die Strategie der Gedankenführung, von einem (manchmal durchaus als real angenommenen, manchmal als Fiktion eingesehenen) Naturzustand ursprünglicher Gleichheit der Menschen auszugehen, dann die Faktoren zu benennen, die zum Ausgang aus dem Naturzustand zwingen und zu gesellschaftlichen Phänomenen wie Eigentum oder Staat führen, wird noch in unseren Tagen z.B. von John Rawls (s.o.) oder in einem konservativeren Geist von R. Nozick als methodisch sinnvoll erachtet.²⁸ In der Tat macht es guten methodischen Sinn – ähnlich wie bei Webers Überlegungen zum Idealtypus als Erkenntnismittel – von kontrafaktischen (idealisierten) Annahmen auszugehen, um dann die Faktoren und Prozesse auszugraben, die zu tatsächlich vorhandenen gesellschaftlichen Ereignissen und Einrichtungen geführt haben (könnten).

„Die ursprüngliche Gleichheit“? Auch wenn es sich um eine Idealisierung bzw. Fiktion handelt, sie erweckt den Eindruck eines homogenen Begriffs von Gleichheit. Abgesehen davon, dass Menschen immer nur in bestimmten Hinsichten als *gleich* erkannt werden können, ist „Gleichheit“ gar kein immanent homogener Begriff (im Sinne der völlig unbestimmten Sichselbstgleichheit). Das gilt sogar für den logischen Grundsatz der Identität selbst, den Hegel ja als das Prinzip der „unterschiedslosen Sichselbstgleichheit“ bezeichnet. Mit einem einfachen Argument zeigt er auf, dass diese Unterschiedslosigkeit, Unbestimmtheit, den Unterschied in sich selbst schon enthält. Die logische Formel des Satzes der Sichselbstgleichheit lautet: $A = A$. Um diesen Satz aussprechen oder denken zu können, muss ich A zweimal nennen und damit mich einer Unterscheidung bedienen. Anderenfalls bleibt nur so etwas wie „om“ übrig.

Es gibt aber darüber hinaus die Möglichkeit und Notwendigkeit der inneren inhaltlichen Differenzierung des Begriffs der sozialen Gleichheit. Der Plural „Ungleichheiten“ ist natürlich immer auch eine Funktion der Vielfalt der Dimensionen, auf denen einzelne Menschen an sich als gleich oder ungleich beschrieben und/oder bewertet werden können. Um den Überblick über die sich damit ergebende Mannigfaltigkeit feststellbarer Ungleichheiten zu behalten, erscheinen mir Einteilungsvorschläge von Douglas Rae – ergänzt durch einige Thesen von M. Walzer – zur Illustration und Dokumentation

28 R. Nozick: *Anarchy, State and Utopia*, Oxford 1974.

weiterhin besonders geeignet.²⁹ Folgt man der Terminologie dieser beiden Autoren, so lassen sich drei grundlegende Spielarten von „Gleichheiten“ abgrenzen:

1. Die „einfache Gleichheit“ (Walzer).
2. Die „segmentale Gleichheit“ (Rae).
3. Die „blockbezogene Gleichheit“ (Rae).

Ad 1: Die einfache Gleichheit stellt gleichsam das Spiegelbild der kommutativen Gerechtigkeit dar. Logisch wurzelt sie in der Kategorie der Identität. Denn es geht um mindestens eine sozial relevante Hinsicht (Dimension), in der alle Menschen als unmittelbar *gleich* angesehen und/oder behandelt werden. Jeder Einzelne hat die *gleichen* Pflichten und/oder kann die *gleichen* Rechte in Anspruch nehmen. Gleiches Recht für alle! Bei sozialen Ungleichheiten als Negativität sieht das nicht anders aus. Das Individuum ist in *gleicher* Weise wie alle anderen von Benachteiligungen, Diskriminierungen und Repressionen durch konkrete Menschen betroffen. Und der anonyme, stumme Zwang der modernen Verhältnisse erwischt sogar die Kapitalisten! Rae spricht in diesem Falle daher von „einfachen, individuenbezogenen Gleichheiten“. Bei der einfachen Gleichheit handelt es sich im einfachsten Fall um Gleichheitsbestimmungen, die auf einzelne Menschen bezogen sind. Man könnte sie auch als „arithmetische Gleichheiten“ bezeichnen. Denn alles entspricht dem Prinzip nach der Tortengleichheit. Jedes Kind auf der Party enthält – in den Grenzen gelegentlich gerade bei dieser Gelegenheit dramatisierter Messfehlern nach Augenmaß – exakt den gleichen Anteil an der Geburtstagstorte. Und diese Verteilungsstrategie gilt allen Beteiligten an sich als gerecht. Kurzum: Es „gibt eine Klasse von Gleichen, und (mindestens –J.R.) eine Gleichheitsbeziehung besteht zwischen allen ihren Mitgliedern“ (E 20). Auch die Forderung nach *Chancengleichheit* zielt auf einfache Gleichheit. Denn jedes Subjekt soll beim Start genau die gleiche Chance haben, das Ziel zu erreichen. In diesem Falle werfen bekanntlich die Unterschiede der Talente einige Probleme auf.

Ad 2: Rae behandelt zwar die „segmentäre Gleichheit“ als einen Untertypus der „individuenbezogenen Gleichheit“ überhaupt, aber den Bezugspunkt der segmentären Gleichheit bilden „aggregierte Subjekte“. Denn es wird eine innere Einteilung einer *Menge* von Gleichen vorgenommen; sie wird in Segmente eingeteilt (E 28 ff.). *„Eine segmentale Subjektstruktur ist durch zwei Wesenszüge zu definieren: (1) Die Subjekte der Gleichheit*

²⁹ Vgl. M. Walzer: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit, Frankfurt/New York 1992. Ausgangspunkt: J. Ritsert: Gerechtigkeit und Gleichheit, a.a.O.; S. 60 ff.

Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Vernunft
Über vier Grundbegriffe der politischen Philosophie

Ritsert, J.

2012, IX, 114 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-00558-0